

Ruinen des Klosters St. Bertin

in St. Omer (Pas de Calais).



Ruinen der Abtei St. Bertin. Kirche.

Drei Hauptkirchen wurden nach und nach in dem Kloster St. Bertin zu St. Omer während des 7., 11. und 14. Jahrhunderts errichtet. Die dritte und letzte Kirche, deren Ruinen der Leser vor sich sieht, war eine der bedeutendsten Schöpfungen der gotischen Kunst des 14. und 15. Jahrhunderts, wie man noch aus dem Thurm und den Mauertrümmern erkennen kann. Der viereckige Thurm ist 174 Fuß hoch. In beiden Seiten der Hauptfassade befinden sich zwei Wendeltreppen, von denen jede 300 Stufen hat. Diese führten auf eine Plattform, welche auf den vier Seiten von einem Thürmchen überragt war, und von der man ein wundervolles Panorama hat. Der Thurm wird von 8 gotischen Fenstern erhellt. In der Mitte des Baues und über dem großen Portal sind zwei Gallerien, welche die Verbindung mit den beiden Treppen herstellen. Nördlich und südlich sind diese Gallerien als architectonischer Schmuck zum Schutze angebracht und in ihrer ganzen Länge, wie die ersten, mit gestülpten Drachen, welche Krausen bilden, und Thürmchen versehen. Die erste Gallerie krönt eine leuchtende Rose mit den herrlichsten Farben. Kein Pariser und keiner von den vielen Fremden, welche in letzter Zeit St. Omer, den Ort des

Uebungslagers, besuchten, versäumte, sich auch dieses schöne Baudenkmal anzusehen.

Der Jaguarete.

Da der Marsch nur sehr langsam vor sich ging, so vertiefte sich Alonzo bisweilen in den Wald, um zu jagen, und selten kam er mit leeren Händen zurück. Eines Mittags, als die Hitze unsrer Reisenden gezwungen, sich unter den Schatten einer Carolinea niederzulassen, sah man ihn plötzlich langsam aus einem Verhau heraustrücken: er wandte den Kopf nicht einmal um, den Weg sich anzusehen; er hielt seine Fittne am Rücken und schien etwas zu fixiren. Die Gauchos griffen alsbald zu den Waffen, um ihren Kameraden zu Hilfe zu kommen. Alonzo hatte sich nämlich in ein dichtes Gehölz vertieft, als er plötzlich zehn Schritte vor sich einen Jaguarete am Fuße eines Baumes steht. Ein unerfahrener Jäger wäre sicher verloren gewesen; denn wenn der Schrecken dem Waldgänger einen Schrei entreißt, oder er die Flucht ergreift, so stürzt sich das Ungeheuer

auf den Jäger und der Tod ist unvermeidlich. Das Sicherste ist, sich langsam zurückzuziehen, die Blicke fest auf die des Tigers gerichtet und anzuhalten, wenn er auf uns loskommt. Dann hält er gleichfalls an und folgt uns erst, wenn wir wieder vorwärts gehen. Monzo, der dieses Manöver kannte, zögerte nicht, es anzuwenden, denn sein mit sehr kleinen Kugeln geladenes Gewehr war eine unnütze Waffe in diesem Momente. Trifft man das Thier nicht in die Brust oder in den Kopf, so stürzt es sich auf uns los. Der junge Jäger war geschickt genug, um den Jaguarete von sich entfernt zu halten und von Zeit zu Zeit stehen bleibend, die Lichtung zu gewinnen, wohin ihm das Thier nicht zu folgen wagte.

Von einem so gefährlichen Feinde befreit, setzten sich er und seine Kameraden in den Schatten eines Baumes, wo sie ihr Mittagsmahl halb vollendet stehen gelassen, und waren nicht wenig erstaunt, dort Farancacha schlafend oder wenigstens scheinbar schlafend zu finden. Ich weiß nicht, was Monzo davon dachte, aber man sah ein ironisches Lächeln um seine Lippen spielen. Nach einem solchen Ereigniß fiel natürlich das Gespräch auf den Jaguarete, und d'Azara fragte den jungen Jäger, was er von seiner Geschichte und seinen Sitten wisse. „Ehe die Indianer den europäischen Hund kannten, welchen die Spanier herüberbrachten und der in unsern Pampas wild wurde,“ sagte der junge Monzo, „hieß das Ungeheuer, von dem wir jetzt sprechen, einfach Jagua. Die Quaranis trugen den letzteren Namen jedoch auf den europäischen Hund über, und fügten, um den alten Jagua zu unterscheiden, die Silben rete hinzu, was ächt bedeutet. Man findet den Jaguarete nur in den Ländern von Mexico bis zu den Pampas von Buenos Ayres. Hier in der Gegend, in der wir uns befinden, ist er am häufigsten; auch fällt er den Menschen an, während die Jaguareten der heißen Zonen ihn fliehen, wenn sie nicht angegriffen werden. Weinade regelmäßig stößt er bei Tagesanbruch einen kleinen flötenartigen Ton mit starker Brustaspiration aus; während der Nacht und namentlich in der Brunnzeit, brüllt er und stößt einen Ton aus, der wie pu, pu, pu lautet. Wenn er ein Opfer verschlingt, nimmt häufig der Aguarachay (eine Fuchsart) an seinem Mahle Theil, und der Jaguarete läßt es sich gefallen; er peitscht höchstens den Boden mit dem Schwanz. Er hält sich besonders gerne in den Eßern und den von Flüssen durchzogenen großen Wäldern auf, von denen er sich nie entfernt, weil er beständig auf wilde Thiere Jagd macht. Er schwimmt mit großer Leichtigkeit und schläft während des Tages auf den Inseln im Schilfe. So geschickt er als Schwimmer, so geschickt ist er auch als Fischer. An ruhigen Plätzen legt er sich ins Wasser und läßt seinen Geifer hinabtrieben, der die Fische anlockt; mit einem raschen Griff seiner Vordertage packt er dann die Beute und verzehrt sie am Ufer. Seine Kraft ist enorm, und ich sah ihn häufig mit Leichtigkeit einen Ochsen oder ein Pferd, die er erwürgt, in das Gehölz ziehen. Wenn er ein großes Thier angreift, tödtet er es auf eigenthümliche Weise: mit einem Sprung stürzt er sich auf seinen Hals, legt ihm eine Laze auf das Hinterhaupt und packt mit der andern die Schnauze, hebt ihm den Kopf in die Höhe und bricht ihm das Genick in einem Augenblick, ohne auch nur einen Zahn dazu benutzen zu müssen. Der Jaguarete ist ohne Zweifel das fürchterlichste Thier von ganz Südamerika. Bei Nacht ist seine Furchbarkeit besonders groß. Er lebt in dem Lande, das ihn geboren, wie eingesperrt, bisweilen einzeln, bisweilen mit einem Weibchen, das er sehr lieb hat.

Dieses wirft nur zwei Junge, von denen es sich sogleich begleiten läßt, sobald sie stark genug sind, ihm zu folgen. Er ist sehr anhänglich an sie und vertheidigt sie gegen alle Gefahren, von denen sie bedroht sind; dennoch kommt es vor, daß Jäger ihnen die Zungen rauben. Aber sie sehen sich genöthigt, sie nach einigen Tagen zu tödten, denn es ist unmöglich, sie zu zähmen. Fängt man das Thier sehr jung, so wird es vielleicht mit seinem Herrn spielen; aber sobald es seine Kraft fühlt, ergreift es die nächste Gelegenheit, ihn verrätherisch zu packen und zu zerreißen. Trotz seiner Größe klettert das Thier ungemein leicht an Bäumen empor und lebt beständig mit den Affen im Krieg. Aber auf dem Boden hat es einen schweren Gang und kann sich nicht leicht drehen. Ich habe eine besondere Vorliebe für die Jaguaretenjagd, weil ich Ehre, Vergnügen und Nutzen in ihr finde; aber ein Umstand seltsamer Art hält mich davon zurück.“ — „Darf man ihn wissen?“ fragte d'Azara. — „O ja. Ich bin in Santo-Domingo-Sozianos geboren. Ganz nahe bei der Wohnung meines Vaters war die der Eltern von Francesca, der hübschen, guten Francesca mit den schwarzen Augen und den blonden Haaren. Wir wurden miteinander aufgezogen, und die zärtliche Freundschaft unserer Kindheit verwandelte sich mit der Zeit in eine Neigung, die nur der Tod in unsern Herzen auflösen wird. Unsrer Eltern hatten nichts gegen unsre Verbindung, welche nahe bevorstand, als der Vater Francescas in seinem Hause eine alte Gitana aufnahm, welche von Spanien gekommen war, wo man sie wahrscheinlich wegen einer Betrügerei fortgejagt. Die alte Zauberin haßte mich, weil ich mich ziemlich offen über ihre vermeintliche Zauberkraft aussprach. Um sich zu rächen, machte sie den Vater meiner Braut glauben, die Sterne hätten ihr mein Schicksal enthüllt, ich würde vor meinem zwanzigsten Jahre von einem Jaguarete gefressen. Ich lachte über diese Prophezeiung, aber mein künftiger Schwiegervater schenkte ihr Glauben und unsre Heirath wurde bis zu dem Augenblicke verschoben, wo ich den fatalen Zeitpunkt überschritten. Francesca, obgleich nicht abergläubisch, ließ mich schwören, daß ich auf die Jaguaretenjagd verzichte, was ich ihr versprach; und sie umschlang meinen Hals mit einem Bande, das mich als Talisman schützen sollte. Vielleicht verdankte ich ihm meine Rettung, als ich vor wenigen Augenblicken in Gefahr war, und es ist wirklich merkwürdig, die Prophezeiung der Gitana wäre dann eingetroffen gewesen, denn es ist heute der letzte Tag meines neunzehnten Jahres.“ Die Gauchos sind keine sehr starken Geister und gratulirten deshalb ihrem Kameraden von ganzem Herzen. „Das fürchterliche Thier,“ fuhr er fort, „wird auf zweierlei Weise gejagt, nämlich mit dem Lasso, wie Sie zuvor gesehen, oder Brust an Brust. Man bewaffnet sich mit einer langen Lanze von fünf Fuß, nimmt auf seinen linken Arm ein Schaffell, das noch die Wolle hat, und begibt sich kühn in den Bajonal, wohin man weiß, daß das Thier sich zurückgezogen. Sobald sich das Thier auf die Füße erhoben, durchbohrt es der unerschrockene Jäger mit der Lanze. Wenn er jenen Stoß verfehlt, läßt er dem Thiere die Schaffhaut, und während dieses sich darüber hermacht, erhält es einen zweiten Stoß, der es zu Boden streckt.“

Während Monzo erzählte, war die Sonne untergegangen und die Hitze erträglich geworden. Man machte sich deshalb auf den Marsch. Sie kamen nach einigen Stunden Weges in eine neue herrliche Pampa vom prächtvollsten Grün. Der Capitän, entzückt von der Schönheit dieser reizenden Campagna, beschloß hier zu bivouaciren.

Nachdem man das Bild verzehrt, das während des Marsches erlegt worden, streckte man sich um ein großes Feuer aus, um von den Anstrengungen des Tages auszuruhen. Alle bedeckten sich mit ihren Mänteln: nur Alonzo hatte keinen, da der seine auf dem Marsche verloren gegangen. Farancacha trat zu ihm und die Hand ausstreckend, sagte er: „Gaucho, Du hast kalt, denn Du zitterst und Du hast doch sonst kein Frauenherz, das beim Nahen des Tigers erschrickt.“ — „Allerdings,“ antwortete der junge Mann. — „Der Indianer hat kein rachsüchtiges Herz,“ versetzte Farancacha, „er verzeiht seinem Bruder, gibt ihm zu essen, bedeckt ihn mit seinem Mantel; willst Du vergessen, was gestern geschehen und mein Bruder werden?“ — „Gerne.“ — Der Wilde nahm von seiner Schulter eine Schaffhaut, die auf zehn Schritte nach dem Indianer roch; er nahm ihm sein dünnes Wamms ab und legte ihm dafür das Fell um, dann streckte er sich zwischen den Gauchos aus, da er behauptete, das Wamms Alonzos schütze ihn nicht genug gegen die Feuchtigkeit der Luft.

Die Nacht war dunkel. Gegen Mitternacht hörte der Capitän ein kurzes Seufzen, dann ein Krachen von Knochen und endlich ein Geräusch in dem Schiffe, wie wenn man etwas fortzöge. Im selben Augenblicke erhob sich Farancacha mit freudestrahenden Blicken und ausgebreiteten Armen in seiner ganzen Höhe, stieß ein furchtbares Lachen aus und rief:

„Der Arm des Botocuden kann bisweilen schwach sein, aber sein Geist ist stark und fein: was er nicht mit Gewalt thun kann, thut er mit List. Höre, Aha, ich will Dir eine Sache sagen, die der Gaucho vergessen. Der Jaguarete fürchtet nicht das Feuer des Bivouaks, denn er ist muthig. Er hat einen ausgezeichneten Geruch: von Ferne erkennt er seine Beute und weiß sie sich unter vielen herauszuholen; der Jaguarete ist listig, aber der Botocude täuscht, wenn er sich rächen will, den Jaguarete; er legt dem Gaucho seinen Mantel um, nimmt ihm ganz leise sein Amulet und der Jaguarete frisst den Spanier, indem er einen Botocuden zu fressen glaubt.“

Als Farancacha mit diesen Worten schloß, von denen anfangs Niemand etwas verstanden, streckte er die Hand aus und zeigte das Scapulier Alonzos, dann schwang er sich mit einem Sprung über die Köpfe der Gauchos und lief mit der Schnelligkeit eines Hirsches nach den Pampas, wo er alsbald verschwand. Der Capitän rief dem jungen Jäger Alonzo: er antwortete jedoch nicht, denn der Jaguarete hatte ihn in das Gehölz fortgetragen.

Die Prophezeiung war erfüllt.

Ein Ball im Irrenhause.

Erinnerungen an ein wiener Carneval.

Am Tage nach meiner Ankunft in Wien, wohin ich mich von Rom aus begeben, um die Geschichte der österreichischen Revolutionen zu schreiben, wurde ich von dem Fürsten von Schwarzenberg Sr. Maj. dem Kaiser vorgestellt. „Ich habe Ihre Geschichte der Revolutionen gelesen,“ sagte der junge Monarch, „und um Sie in Ihren neuen Arbeiten zu unterstützen, stelle ich Ihnen einen meiner Adjutanten, den Ritter von *** zur Disposition.“ Einige Tage später brachten belgische, französische und deutsche Journale die Nachricht, daß am 23. Februar ein Ball im

Irrenhause zu Döbling bei Wien stattfinden solle. Ich war einer von den Glücklichen, die zu diesem seltsamen Feste eingeladen wurden, das sich unauslöschlich meinem Gedächtnisse eingegraben. Döbling, eine Stunde von Wien, liegt auf demselben Terrain, wo der Herzog von Lothringen die Türken durch eine Schlacht (1683) zwang, die Belagerung aufzuheben, mit der sie die Kaiserstadt zum zweiten Male bedrohten. Doch lassen wir die geschichtlichen Erinnerungen: der Ball erwartet uns. In einem großen Saale drängten sich zwischen Blumenguirlanden und einem Lichtermeere junge Damen in glänzender Toilette, mit bezaubernden Blicken und blitzenden Diamanten, junge und alte Männer mit Bändern und Decorationen überladen. Die militärische Uniform und der Civilfrack durchkreuzten auf Schritt und Tritt die duftigen Kleider von Gaze und Seide. Unter den Anwesenden befand sich General Meyendorff, der tapfere Anführer der Serben, Sederoff, ein russischer Diplomat, Bauernfeld, der Dramatiker, Randhartinger, der Director der Hofconcerte, Professor Jäger, der weltberühmte Augenarzt, die Doctoren Schulz und Riedel, Fürst Felix Schwarzenberg, Graf Fiquelmont, der alte Metternich, einige Franzosen und Russen von der Gesandtschaft etc. Alles was Wien an Intelligenzen besaß, war auf diesem Feste der Narrenheit. Der Ball begann mit einer Quadrille. Das Orchester war excellent, was sich von selbst versteht, denn die Musiker waren Wiener. Die Tänze folgten sich ohne Unterbrechung bis Mitternacht, wo man sich zum Souper begab. In diesem Augenblicke näherte ich mich dem Director des Hauses und flüsterte ihm leise in's Ohr: „Wo sind aber die Narren und Narrinnen, ich habe ja keinen Schatten davon bemerkt.“ Der Director lächelte, führte mich an den für mich bestimmten Platz und sagte: „Sie haben zehn Minuten mit einem Narren gesprochen; Carté mit einem Wahnsinnigen gespielt, und einer meiner Kranken, welche sich für die Maria Stuart hält, weil sie ihr ähnlich sieht, Galanterieen gesagt.“ Das Souper war vortrefflich; man hätte glauben können, die Speisen seien durch den Telegraphen von Chevet besorgt worden. Ich hatte einen alten Mann neben mir, dessen ehrwürdiges Gesicht von langen weißen Haaren umsäumt war: „Ich freue mich, neben einem Franzosen zu sitzen,“ sagte er, „denn ich war lange in Paris und lernte Frankreich lieben.“ Es war unmöglich, galanter zu sein, und ich konnte ihm meine Dankbarkeit nur durch einen stummen Händedruck an den Tag legen. Der Alte sprach vortrefflich; er wußte Alles, hatte Alles gesehen und beurtheilte die Menschen außerordentlich scharf und gut. Mit umfassender Kenntniß ließ er die verschiedenen Regierungssysteme Revue passiren, und wenn ich nicht in einem Irrenhause gewesen, hätte ich geglaubt, mich in einem Kreise von politischen Journalisten zu befinden. Um drei Uhr, als das Zeichen zum zweiten Theil des Balles gegeben wurde, fragte mich mein Nachbar: „Sind Sie verheirathet?“ — „Nein, mein Herr,“ antwortete ich mit einem Seufzer. — „Ich gratulire Ihnen,“ sagte er und drückte mir beide Hände; „die Menschen sprechen von Freiheit, von Unabhängigkeit und verheirathen sich, die Wahnsinnigen. Freiheit ist eine Narrenheit so lange die Ehe existirt; die Ehe ist das Grab der Unabhängigkeit; wenn ich die Ehe hätte, Prinz Ludwig Napoleon zu sein, würde ich ein Decret zur Abschaffung der Ehe ergehen lassen.“ — „Und die Frauen?“ fragte ich lachend. — „Ich kenne sie, denn ich hatte zwei solcher Teufel. O, wenn Gott gerecht ist, wird er mir in der andern Welt sein Paradies als Ersatz für die Hölle gönnen, die er mir

zweimal in dieser Welt gab. Junger Mann, heirathen Sie nicht!" schloß er und drückte mir die Hand. Ich hatte drei Stunden mit einem der geschicktesten Menschen gesprochen, ohne zu merken, daß er ein Narr war. Indes hatte der Ball, durch Champagner und Böslauer belebt, mit neuer Energie begonnen; der Walzer machte den Boden erdröhnen; ich war mit einer jungen Frau engagirt. Ich hatte mich neben sie gesetzt. Nach einigen barnalen Complimenten von meiner Seite sagte sie zu mir: "Sie haben eine schöne Mission, mein Herr, ich gratulire." — "Wie das, Madame?" — "Sie sind in Wien, um die Geschichte

unserer unglückseligen Revolution zu schreiben." Dieses Vorspiel brachte das Gespräch auf die Politik, die ich vermeiden wollte. Ich suchte abzulenken und sie ging falsch auf die französische Literatur ein. Wie mein Tischnachbar sprach sie ganz vortreflich und lieferte eine geistvolle Kritik unserer besten Schriftsteller. Leider forderte die Musik mitten im Gespräch zu einem Tanze auf. "Sind Sie discret?" fragte sie mich nach zwei bis drei Koppen. — "Wie das Grab." — "So werde ich Ihnen nach dem Walzer ein Geständniß machen." Der Walzer schien mir eine Ewigkeit zu dauern. Endlich führte mich die Dame



George Sand, der Ehesind, der Minister, Carl's X.

in einen entfernten Salon und sagte mir in's Ohr: "Wissen Sie, wer ich bin?" — "Gewiß, Madame." — "Sie haben mich erkannt?" — "Sie sind die anmuthigste, liebenswürdigste und geistreichste Dame des Balls!" — "Schmeichler! Ich bin, aber sagen Sie es nicht, ich bin incognito hier, ich bin, George Sand." — Die junge schöne Frau, welche so sprach, war verrückt. Es war fünf, ich verließ den Ball. — Einige Tage später erhielt ich ein Billet von Doctor Gorgen, der mich zum Essen und zum Besuche des Irrenhauses einlud. Ich folgte der Einladung und war um drei Uhr in Döbling. In dem Speisesaal des

Doctor Gorgen befand sich ein Theil der Personen, welche ich auf dem letzten Balle gesehen. Doctor Gorgen spricht immer mit denjenigen seiner Pensionäre, die nicht wegen ihres Geisteszustandes auf ihr Zimmer confinirt sind. Man kann sich keinen Begriff von dem ausgezeichneten Tone und dem Anstande machen, der in der Gesellschaft dieser unglücklichen Irren herrscht. Herren und Damen bilden je nachdem sie zusammen taugen, heute Reihe, die Conversation hält sich immer in den strengsten Grenzen des guten Tons. Die Irren aßen mit außerordentlichem Appetiti, tranken aber desto weniger von dem Wasser, das ihnen

aufgesetzt wurde. Nach dem Essen geben die Herren den Damen den Arm und führen sie auf die Zimmer oder in den Salon, wo die Damen lesen oder sticken; andere gehen in den Garten und genießen die Freiheit, die ihnen von Doctor Gorgen schmei- zugemessen wird.

Wir traten in einen kleinen Salon, wo ein junger Mann in der unfehllichsten Toilette mit großem Talent Klavier spielte. „Wer ist dieser große Künstler?“ fragte ich meinen Wirth. „Er ist kein Künstler von Profession“, antwortete dieser, „es ist ein vornehmer junger Russe, dessen Namen ich Ihnen nicht zu verschweigen brauche:

der Nefte des großen Paschewitsch.“ „Beinahe alle Pensionäre von Döbling haben einen falschen Namen, der sie der Neugierde entzieht.“ „Sie würden staunen“, sagte der Doctor, „wenn ich Ihnen die Namen all der Berühmtheiten nennete, welche ich behandelt und geheilt.“ So war vor einigen Jahren ein Minister Carl X. hier, ein Mann von Herz, Ueberzeugung und Talent; das Ereigniß der Jullikatastrophe hatte ihn verrückt gemacht; er besaß die Angstkrankheit. Wie oft hörte ich ihn, Nachts namentlich, laut rufen: „Welch dumpfes Geräusch? das ist die Revolution, die Stimme des losgelassenen Volks.“ Sehen Sie dort ein



Die Französin, der amerikanische Mechaniker, die beiden Gelehrten.

Bataillon. Kommen Sie, Doctor, und sehen Sie, wie ein Franzose stirbt! Die Heilung dieses Ministers ist seit länger Zeit eine unumstößliche Thatsache.

Nachdem wir herrlichen Mokka getrunken, führte mich Dr. Gorgen in seinem Institute umher, eine wahrhaft fürstliche Wohnung durch die Eleganz und den Reichtum aller Theile. Jeder Kranke hat sein besonderes, ungemein hübsch gehaltenes Zimmer. Ich traf zu meinem großen Schmerze eine Menge der bedeutendsten Namen in diesen Gemächern menschlicher Märrheit. Als wir eine Zeitlang umhergewandert, hörten wir eine köstliche Stimme. Ich

lauschte. „Das ist eine Landsmännin von Ihnen; eine junge Frau, welche in den pariser Salons zu glänzen bestimmt war; ein Komet der sich von Ihrem Himmel losgerissen, um hier zu erlösen.“ Ich kann ihren Namen jedoch nicht nennen. Ihr Gesang hatte eine Tiefe des Ausdrucks, wie ich ihn noch nie in dem Vortrag einer Künstlerin gefunden. Mir war, als kenne ich die Stimme, ich eilte weiter. Wir flogen in den Garten hinab. Der Doctor zeigte mir einen älteren Mann, der mit großer Aufmerksamkeit eine Uhr beobachtete. „Das ist einer der geschicktesten Mechaniker Amerika's; er hat so viele Ma-

schönen gemacht, das er sich selbst für eine solche hält. Sie können hören, wie er das Schlagwerk einer Uhr nachmacht. Ich kann nicht alle die Anekdoten von Irren erzählen, die mir Dr. Götgen während des Umherführens mittheilte. „Vor einigen Jahren,“ schloß er, „hatten zwei berühmte Gelehrte sich durch Correspondenz sehr innig befreundet. Mehrmals schon hatten sie sich Rendez-vous in *** und *** geben wollen, wo sie wohnten; immer war es jedoch nicht dazu gekommen. Die Freundschaft wurde täglich intimer, sie waren wie Brüder geworden. Castor und Pollux beschloßen zuletzt, in ihren Ferien von 1848 sich in Paris treffen zu wollen. Aber sie hatten die Rechnung ohne die Revolution gemacht. Diese hatte den gefährlichsten Einfluß auf sie: sie wurden beide irre. Es ist gebräuchlich, daß der Director die Neuankommen den Uebrigen vorstellt. Auf diese Art geschah es, daß eines schönen Morgens die beiden Gelehrten sich zu ihrer großen Freude erkannten. Nachdem sie sich mehrere Stunden mit einander unterhalten, kam Einer nach dem andern zu mir und erklärte, daß sein Freund ein completer Narr sei. So oft sich die beiden Freunde begegneten, überhäufte sie sich aus Mitleid mit den größten Aufmerksamkeiten. Der Eine ist gestorben; der Andere lebt noch und ist wieder im Besitze seiner Geisteskräfte.“

Das Haus des Doctor Götgen, das ihm seine Vernunft wiedergegeben, ist ohne Widerspruch eine der besten und angenehmsten Anstalten dieser Art in Europa. In diesem Irrenhause oder vielmehr Irrenpalaste habe ich mehr als einen Weisen getroffen. Wie viel Narren habe ich statt dessen unter den sogenannten Weisen gefunden!

Allah Kerim!

(Fortsetzung.)

Noch ehe der junge Mann sich frei machen und entfernen konnte, sank ein Teppich, der am einen Ende des Gemaches aufgespannt war, und ein Bild zeigte sich, das Farez Musa stehen bleiben machte, ein Bild, das einer Offenbarung aus dem gesegneten Reiche des Propheten glich. Auf Polster hingestreckt ruhte in klarer Beleuchtung eine junge Frau von einer Schönheit ohne Gleichen. Hast Du den milden Purpur des Morgenrothes auf den schneeweißen Spitzen des Ararats gesehen? Nicht anders leuchtete ihr holdes Antlitz. Auf der breiten, weißen Stirne thronte eines Cherubs Reinheit und gebietende Hoheit; in des Kinnes Grübchen ruhte Heiterkeit, Wit und Schelmerei in anmuthigem Vereine. Ihr Mund sprach von Korrams Seligkeiten, ohne sich zu öffnen; in den funkelnden schwarzen Augen lag ein süßer, unaussprechlicher Zauber. Die Wogen der glänzenden Augenbrauen schienen von dem Pinsel des großen Ferndiar selbst gemalt. Das reiche rabenschwarze Haar war in mannigfaltige Flechten gelegt; vorne herab wogten jedoch zwei glänzende Locken nieder über einen schneeweißen Hals. Ihre Kleidung war prächtig, wie die einer Sultana; aber wer achtet auf die Fassung, wenn uns der herrliche Diamant ins Auge funkelt? Farez Musa blieb unbeweglich stehen, bis der Teppich wieder herabgelassen wurde. „Hatte ich nicht Recht?“ begann der Alte wieder mit dem ihm eignen listigen Lächeln. „Aehnliches an Schönheit besitzt selbst der Padischah in Stambul nicht. Und die Schönheit ist noch das Mindeste; sie ist wohl er-

fahren in allerlei herrlichen Künsten, in Sang und Saitenspiel, in Tanz und weiblichen Handfertigkeiten. Aber theuer ist sie bei Omar! Sie hat mich selbst 150 Beutel gekostet. Ich gebe sie nicht für weniger als 200.“ Farez Musa war wieder zur Besinnung gekommen; er wandte sich, um zu gehen, indem er sagte: „Taib, taib, ganz wohl! Sie ist schön, sie ist theuer! Aber was nützt es mich. Ich kaufe keine Sclavinnen.“ — „Bedenke, was Du thust!“ warnte der Sclavenhändler, indem er ihm folgte. „Mir ist es gleichgültig; aber Du mußt wissen, daß die Sclavin, wenn Du jetzt gehst und später wieder kommst, 300 Beutel kostet.“ Gedankenvoll verließ Farez Musa den Ort. Gedankenvoll wandelte er am folgenden Tage in seinem Hause und Garten umher, todt für Alles, was früher sein Leben ausgefüllt. Unwillkürlich richteten sich seine Gedanken immer wieder nach dem Bazar zurück, wo er dem Sclavenhändler begegnet. — Endlich konnte er es nicht mehr länger aushalten. Er ging eines Abends nach dem Bazar und hatte auch bald den Alten ausgespäht. Farez ließ ihn stehen und ergriff zuerst das Wort: „Effendium, ist Deine Sclavin verkauft?“ fragte er erröthend. — „Nein,“ antwortete der Sclavenhändler gleichgültig, „es eilt nicht; ich habe Käufer genug, welche die Dir geforderte Summe zahlen; aber ich habe mir nun einmal vorgenommen, diese Perle soll einen jungen und hübschen — und dazu einen guten Herrn haben. Hast Du Dich bedacht, Aga?“ — „Kann ich sie sehen?“ — „Warum nicht? In einer Stunde will ich Dich hier erwarten.“ Farez Musa blieb im Bazar. Aber nie kam ihm eine Stunde so lang vor, als diese. Endlich war sie um. Der Teppich hob sich wieder vor dem Heiligtum; der junge Mann stand wieder in den Anblick versunken da, bis der Vorhang sank. „Kann ich die 300 Beutel bei Dir holen?“ fragte der Sclavenhändler. — „O Allah, ich muß mich bedenken.“ — „Wie Du willst, aber bedenke auch zugleich, daß der Preis auf 400 Beutel steigt, wenn Du sie nicht jetzt kaufst!“ — Einige Tage vergingen für Farez Musa in peinlicher Unruhe. Wieder traf er den alten Mann. Aber diesmal war er weniger entgegenkommend. „Es ist zum letzten Male, daß ich Dir sie zeige. Majola ist keine Auali oder Alum, Sängerin oder Tänzerin, die von Jedermann betrachtet werden kann.“ Er bekam Majola wieder zu sehen. Farez Musa war beinahe bewußtlos vor Entzücken; der Schmerz des Verlustes schlug mit verzehrenden Flammen in die Höhe, als der grausame Schleier ihn wieder von ihr trennte. „Du kennst den Preis,“ klang des Sclavenhändlers Stimme vor seinem betäubten Sinn; „soll ich Dir Deine künftige Frau zuführen?“ — „400 Beutel ist der dritte Theil meines ganzen Vermögens!“ sagte Farez Musa. — „Majola ist ein Schatz ohne Gleichen,“ antwortete der Alte gleichgültig. — „Mann, laß Deinen ersten Preis gelten. Der Prophet begünstigt eines rechtschaffenen und billigen Kaufmannes Geschäfte.“ — „Was ich gesagt, steht fest, als stünd' es in des Schicksals Buch! Ich behalte die Sclavin für mich selbst, da Ihr so geizig seid.“ — „So muß ich wissen, was ich nicht erwerben kann.“ Und Farez Musa stürzte halb wahnsinnig fort.

Es war keine Verstellung bei dem Sclavenhändler, daß er Farez Musa kaum kannte, als er eines Abends ihm wieder im Bazar entgegenkam. Der junge Mann hatte unsäglich gelitten. Ohne Einleitung bot Farez Musa dem Sclavenhändler 400 Beutel für die schöne Sclavin. Aber der Alte schüttelte den Kopf und sagte: „Allah schütze Guer Gedächtniß, junger Mann. Erinnerst Ihr Euch

meiner letzten Worte nicht? Ich werde die Sclavin selbst behalten, und sobald ich meine übrigen Menschenwaaren verkauft, ziehe ich mit Majola nach meiner Heimath." Farek Musa überwand seinen Jörn und bot 500, 600, 700 Beutel. Der Alte war und blieb kalt und unnachgiebig. Da entsetzte sich der junge Mann mit Verzweiflung im Herzen. — Aber er kam am folgenden Tage wieder. Er kam und ging, ging und kam, bis er zuletzt 1200 Beutel geboten. Es war Farek Musa's ganzes Vermögen. Aber was galt das Farek Musa? Sein Glend hatte sich ja plötzlich in das höchste Glück umgewandelt. Er machte Alles zu Geld, was er besaß, ausgenommen — das väterliche Haus, in dem er wohnte, und brachte dem Sclavenhändler die vollwichtige Börse mit freudestrahlendem Blicke. In einem Arabat brachte er seinen köstlichen Schatz mit sich heim. Majola zog wie eine Sultana ein; sie zog ein in eines armen Mannes leeres Haus! —

Wie verändert aber war Farek Musa! Er hatte gleichsam ein neues Leben begonnen. Und hatte er früher entbehrt und gelitten, so hatte er nun wie durch einen Zauberschlag auf einmal das vollkommene Glück gewonnen. In den ersten Tagen wanderte er wie in einem Rausche umher, während er zugleich darauf bedacht war, seiner schönen Frau ein Leben voll Seligkeit und Genuß zu bereiten. Dann nahm sein Glück den ruhigeren Charakter still entzückenden Bewusstseins an. Er durfte sie sehen, sich ihr nähern, mit ihr sprechen; — er wagte es nicht, Majola seine Neigung zu gestehen, obgleich er ihr unaufhörlich die süßesten Aufmerksamkeiten erwies. Er hatte sie gekauft, indem er sein ganzes Vermögen geopfert, er wollte sie noch einmal kaufen, indem er sich ihr ganz und gar hingab. Aber Majola zeigte sich nur in geringem Grade dankbar für diese anbetungsvolle Hingebung. Ihr Wesen, so schön es auch war, schien kalt und gefühllos, bisweilen sogar hart und grausam. Sie achtete seiner Blicke nicht, beantwortete selten seine Worte, wenn er sie bisweilen anzureden wagte, und nahm seine Aufmerksamkeiten als etwas ganz von selbst Verständliches an. Sie schien den Stolz einer Sultana zu besitzen, aber keineswegs den edeln Sinn einer Sultana. Nur mit stilloschem Widerwillen hatte die alte Mirjam ihren Platz bei ihres Herrn Sclavin eingenommen. Nach und nach schien sie sich jedoch mit dem Wesen des Mädchens zu versöhnen und diese behandelte sie nach Verlauf von einigen Tagen auch auf minder hoffärtige Weise, als es am Anfang den Anschein hatte. Dessenungeachtet konnte sich Mirjam nicht enthalten, so oft sich die Gelegenheit bot, Farek Musa seine wahnwitzige Leidenschaft für eine Frau vorzuwerfen, die er sich nur mit Aufopferung von Allem, was er besaß, hatte erwerben können. Farek Musa that, als ob er nichts hörte und sah den Annahmungen seiner schönen Majola durch die Finger. Freilich fiel es ihm oft schwer auf das Herz, daß er zu arm war, um ihr eine sorgenfreie Zukunft sichern zu können. Er hatte die zerstreuten Reste seines früheren Wohlstandes gesammelt; mit diesen lebte er muthig fort.

Einige Wochen verflossen; Farek Musa's Verhältnis zu Majola blieb unverändert; diese Wochen waren wie ebensoviel Stunden verflossen; da trat er eines Abends bei ihr ein, nachdem er den ganzen Tag abwesend gewesen. Die Sehnsucht hatte sein Herz doppelt hoch geschwellt. Er saß bei ihr und suchte sie zu zerstreuen, indem er von seinen Besuchen an den Quellen des Euphrat, von einer Fahrt auf dem Flusse, der Menge von Raiks, die auf und nieder fuhren, sprach. Majola hörte ihn kalt und gleich-

gültig, wie gewöhnlich, an, und in seinen eignen Ohren klang seine Rede wie leere Worte. Er erhob das Auge zu ihr: es war ihm, als ob sie geweint. Die Rede verstummte auf seinen Lippen; Stille herrschte in dem weiten Raum. Was bedeuten diese tiefen unterdrückten Seufzer? Er legte ihren Kopf an sein Herz und wollte sie trösten. Einen Augenblick schien sie auch wirklich Trost aus diesem Born zu schöpfen; plötzlich aber fuhr sie auf und stand in zornglühender Erhabenheit vor ihm: „Farek Musa," rief sie, „ich bin in Deiner Hand als gekaufte Sclavin; aber wisse, daß ich mich dessenungeachtet frei fühle. Mein Herz schlägt nicht für Dich; Dein theures Geld kann nur meine Leiche kaufen.“ — „Nicht meine Sclavin," sagte Farek Musa in stehendem Tone, „meine Gemahlin bist Du, die freie Herrscherin über Alles, was mein!“ Er sprang auf, küßte den Saum ihres Kleides und entfernte sich rasch, ohne eine Antwort von den Lippen des Mädchens zu erwarten. Von dieser Stunde blieb sich Farek Musa's Benehmen unverändert gleich, wo möglich noch mehr bescheiden und aufmerksam als früher, und so verrann Monat um Monat. Auch Majola blieb unverändert dieselbe wie früher; mit Schmerzen mußte der junge Mann dies bemerken. Sie schien ohne Herz geschaffen zu sein.

Aber der Kummer, den ihm Majola bereitete, war nicht der einzige; auch Nahrungssorgen preßten sein Herz immer mehr zusammen. Er hatte nach und nach Alles verkauft, was nicht unmittelbar in die Hände der jungen Frau gegeben war: Sclaven, Pferde, Wohnungen, die wenigen Kostbarkeiten, die er zurückbehalten. Zuletzt verkaufte er seine schönen Vögel — um ein elendes Geld. Majola brauchte viel und verlangte ab und zu sehr bedeutende Summen. Wozu das Geld gebraucht wurde, wußte er nicht, er hatte es ohne Widerspruch herbeigeschafft. Das Jahr war noch lange nicht um, als Farek Musa sein schönes väterliches Haus mit dem prächtigen Garten verkaufte und in einen kleinen Kiosk am Fluß gezogen war, den er sich nebst einer kleinen Umhägung vorbehalten. Nun war er wieder eine Zeit lang im Stande, den Wünschen der Undankbaren entgegenzukommen. Bisweilen fiel ihm wohl auch der Gedanke auf die Seele, welches Ende dieses Leben nehmen sollte. Aber er ergab sich in des Schicksals Hand. Und Farek Musa hatte noch manche vollkommen glückliche Augenblicke. Nicht selten, wenn die Laune sie anwandelte, sang oder tanzte Majola, oder recitirte Verse der großen Dichter des Orients, und er vergaß ganz, daß er arm und verstossen war. Der Zeitpunkt, den Farek Musa vorausgesehen, kam endlich. Er vermochte nicht länger aufzubringen, was Majola verlangte; aber er fühlte weniger seine eigene Hilflosigkeit, als die Noth, unter der seine Braut leiden sollte.

Da ließ Majola ihn eines Tages zu ungewöhnlicher Zeit zu sich rufen. Er erwartete, Klagen zu hören; aber Klagen kannte sie nicht. Es war das erste Mal, daß Majola ihn aus eigenem Antrieb anredete. „Farek Musa," sagte Majola, ohne sich von ihrem Stuhle zu erheben, oder ihrer Hände Spiel zu unterbrechen: „wie steht es mit Deinem Verstand? Wo sehen Deine Augen hin? Hast Du vergessen, daß Du ein Haus besitzt, eine Sclavin hast, die das Schicksal in Deine Hände geworfen, ungeachtet sie für ein fürstlich Gemach erzogen worden? Willst Du vielleicht, daß ich wie eine von den Frauen der Franken arbeite? Sieh, und urtheile selbst, ob diese Hände und Arme, ob dieser Fuß dazu geeignet!“ Farek Musa stierte auf die dargereichten Hände, auf den schönen Arm,

auf den von des Babusches Zwang befreiten herrlichen Fuß. „Du antwortest nicht? So wisse denn, daß mein Tisch mir seit drei Tagen nicht mehr ein eßbares Gericht geliefert! Eine Sclavin, welche für 1200 Beutel gekauft ist, lebt nicht von Reis, Zwiebeln und Weizenmehlkuchen. Wisse ferner, daß mir hundert Dinge mangeln, deren ich nie entbehrt, seit ich die Namen der Dinge sammeln kann! Frage die alte Mirjam, sie wird Dir dasselbe sagen.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Cybelebrunnen und das Alcalathor in Madrid.

Eine große und breite Straße, zwei Seitenalleen mit hohen und stark belaubten Bäumen, das ist der Prado. Die große Allee ist für die Carossen, die beiden andern für die Fußgänger bestimmt. Da und dort bilden neue Anpflanzungen andere Alleen und andere Promenaden; hier schließen sie sich an die ersteren an, dort sind sie durch eine breite Esplanade getrennt. Die ganze Promenade ist mit Steinbänken, großen und schönen marmornen Fontänen geschmückt, die zum größten Theile noch durch Sta-



Der Cybelebrunnen in Madrid.

tuen und andere Sculpturen verschönt werden und durch ihr Wasser die heiße Temperatur erfrischen. Einer der merkwürdigsten Brunnen ist der Cybelebrunnen, der an einer der Ecken des Prado liegt, welcher die Alcalástraße schließt, und schon von weitem gesehen wird. Die Puerta d'Alcala ist ein moderner Bau. Sie hat fünf Thore, drei in der Mitte mit hohen Bogen und zwei kleinere eckige geschlossene zu den beiden Seiten. Außen ist sie mit sechs jonischen Säulen geschmückt; die Capitale gleichen denen am Capitol zu Rom. Eine Attik erhebt sich in der Mitte über dem Karnies, sie trägt das Wappen von Spanien. An der innern Seite des Thores sind Pilaster an der Stelle der Nischen; der Schmuck ist nicht so reich; die ganze Masse ist aus behauenen Stein. Isoliert gesehen ist sie sehr schön; sie repräsentirt die Idee eines Triumph-

bogens, der Pracht mit Noblesse und Majestät vereinigt, aber in Verbindung mit dem Ensemble der Alcalástraße, zu der sie führt, verlegt sie das Auge, indem sie eine schräge Linie mit dieser bildet.

Aus Natur und Leben.

Die nordamerikanischen Indianer glauben, daß die Sonne jeden Abend im stillen Ocean ausgelöscht werde und eine neue jeden Morgen im atlantischen Meere aufsteige: wie wir nun von einem Mädchen von 16 Sommern sprechen, so spricht man dort von einem Mädchen von 5—6000 Sonnen.